



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Giebt es einen sittlichen Fortschritt, und worin besteht er? 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es nun zu hart, wenn unsre Biertrinker sich je den zehnten Schoppen versagten, um dessen Preis dem Reiche zuzuwenden? Es ist ja nicht schwer zu erkennen, weshalb eine höhere Besteuerung des Bieres bisher nicht gelungen ist. Es ist nur schwer, offen darüber zu reden.

Wollte unsre Staatsweisheit sich dahin richten, das System der indirekten Steuern sachgemäß auszubilden, so würde man eine so verletzende Steuer, wie die Erbschaftssteuer in ihrer Anwendung auf Kinder, Eltern und Ehegatten ist, füglich entbehren können.



Giebt es einen sittlichen Fortschritt, und worin besteht er?

2

Erfolgen wir den Wandel der Sittlichkeit in der Zeit, so finden wir einerseits immer reichere Entfaltung ursprünglicher Gefühle, andererseits Hin- und Herschwingen dieser Gefühle um einen Gleichgewichtspunkt und gleichmäßig fortschreitende Verfeinerung und Verzweigung der sittlichen wie der unsittlichen Gefühle und ihrer Äußerungen. Fassen wir die gleichzeitigen sittlichen Erscheinungen eines Volkes oder der ganzen Menschheit ins Auge, so bemerken wir eine große Mannichfaltigkeit verschiedener, ja einander widersprechender sittlicher Grundformen: persönlicher, Berufs- und Völkertypen.

Den persönlichen liegen die Temperamente zu Grunde. Sehr sittenstrenge Menschen zeichnen sich selten durch Barmherzigkeit aus, und gütige Naturen sind oft ein wenig lieberlich. Tüchtigen Hausfrauen muß man aus dem Wege gehen, wenn sie gerade bei der großen Reinigung oder mit der Zurüstung zu einem Festmahl beschäftigt sind, weil ihnen da leicht irgend ein unästhetischer oder harter Gegenstand aus der Hand und dem Störer an den Kopf fliegt, Frauen von himmlischer Sanftmut hingegen sind nicht selten Schlampen und machen den Mann mit angebrannten Suppen krank.

Daß sich eines nicht für alle schicke, gilt nirgends unbedingter als bei den verschiedenen Berufsständen. Der Aristokrat darf kein Pfennigsucher sein, der Handelsmann muß es sein. Umgekehrt muß der Aristokrat, namentlich wenn er Offizier ist, gegen die leiseste Verletzung seiner Ehre empfindlich sein, während der Handelsmann sein Geschäft und die Existenz seiner Familie gefährden würde, wenn er sich nicht so manches kränkende Wort, so manche

Nichtachtung, so manche unverschämte Zumutung gefallen ließe. Man mag die Verwerflichkeit des Duells aus der Vernunft und aus der Bibel sonnenklar und unwiderleglich beweisen, so viel steht trotzdem fest: an dem Tage, wo der Offizier, der auf öffentlichem Markte beleidigt wird, anstatt sich selbst Genugthuung zu verschaffen, eine Klage einreicht, an diesem Tage machen wir einen Strich durch die Worte Adel, Aristokratie, Rittertum, Offizierstand. Will man diese historischen Erscheinungen, diese Bestandteile des Staates der folgerichtigen Durchführung der christlichen Sittenlehre zum Opfer bringen, so mag man es thun; aber man soll wenigstens wissen, was man thut. Schon bei der Beurteilung des Knaben tritt dieser Widerspruch zwischen einer einzelnen sittlichen Anforderung und dem Gesamtcharakter hervor; denn fast jeder Knabe ist von Natur ein Ritter, zum nützlichen Gliede der Gesellschaft, das sich alles gefallen läßt, wird er erst — herabgezogen. Wenn ein vierzehnjähriger Knabe von einem Kameraden beleidigt wird und diesen weidlich zerbläut, so erleidet er, falls es herauskommt, eine Schulstrafe, und sein Vater tadelt oder straft ihn vielleicht nochmals, aber mit freudigem Stolz im Herzen. Bezt er aber den Beleidiger an, der sich vielleicht strafbarer unflätiger Worte bedient hat, so handelt er gesetzmäßig (überall allerdings nicht; ich kenne eine Erziehungsanstalt für Söhne des Adels, wo, wenigstens vor zwanzig Jahren noch, alles Denunziren streng verboten war) und nach den heute herrschenden Begriffen sogar moralisch, da es als Pflicht gilt, jedes Vergehen zur Kenntnis des Richters zu bringen; der Vater aber wird seinen höchst loyalen und moralischen Sohn — im Herzen verachten. Herbart hat als Hauslehrer einmal etwas sehr merkwürdiges in sein Tagebuch eingetragen. Er getraute sich nicht, seinen Zöglingen die christliche Sittenlehre mitzuteilen; denn, schreibt er, kennten sie diese, so müßten sie die abendlichen Schlägereien mit den Dorjungen für unrecht halten; diese sind aber unentbehrlich als gesunde Bethätigung ihrer Knabennatur und zur Bildung ihres männlichen Charakters.

Irascibilitas nannten die Scholastiker jene Stimmung, die bei Überwindung von Hindernissen entsteht. Das Wort ist weder schön noch klassisch, aber gut. Sehen wir uns einen Menschen an, der sich gegen eine Holzklappe stemmt, um sie durch Umkippen fortzubewegen. Was er empfindet bei der Anspannung aller seiner Muskeln und während ihm das Holz die Schulter wund reibt, ist ungefähr das Gegenteil von der Empfindung des fröhlich schmausenden oder tanzenden. Sein dunkelrotes, von scharfen Falten durchfurchtes Gesicht sieht zornig aus; und laßt einen dummen Jungen ihn necken in dem Augenblicke, wo er die Klappe schon beinahe zum Klappen gebracht hatte, so sollt ihr sehen, wie sich der Zorn entlädt. Daher finden wir es natürlich, daß sich Leute, deren Berufsarbeit ein fortwährender Kampf mit Hindernissen ist, das Fluchen angewöhnen, und einem launfrommen, aalglatten, geduldigen Fuhrknecht, Matrosen oder Unteroffizier würden wir nicht trauen, ob er tüchtig in

seinem Berufe sei. Dagegen fordern wir von der Barmherzigen Schwester eine Sanftmut, die sich durch keine Schwierigkeit in der Beschaffenheit oder dem Benehmen ihrer Pfleglinge erbittern läßt.

Dieser Gegensatz führt uns auf den Unterschied des männlichen vom weiblichen Typus. In dem Widerwillen gegen das Mannweib und den weibischen Mann ist alle Welt einig, und alles, was sich darüber sagen ließe, ist bekannt. Aber eine Seite der Sache müssen wir doch wenigstens erwähnen, weil darüber in neuerer Zeit Streit entstanden ist. Außerhalb der theologischen Welt war man bis vor kurzem allgemein der Ansicht, daß auch das Verhalten in geschlechtlicher Beziehung beim Manne anders zu beurteilen sei als beim Weibe. Das wird seit einigen Jahren von zwei entgegengesetzten Seiten her heftig bestritten; eine streng christliche Partei will den Mann denselben Beschränkungen unterwerfen, die von jeher für das Weib gegolten haben, und eine naturalistische Partei beansprucht für das Weib die Freiheiten des Mannes. Wir lassen uns auf eine Untersuchung des heikeln Gegenstandes nicht ein, sondern erinnern nur daran, daß E. von Hartmann in einem seiner Aufsätze sich zu der ältern und wohl auch heute noch ziemlich allgemein herrschenden Ansicht bekennt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob er die beiden Gründe dafür anführt, die mir als die stärksten erscheinen. Der eine, ein physiologischer, läßt sich hier nicht darlegen. Der andre hingegen, ein sittlicher, verdient, wie mir scheint, allgemeine Beachtung und gründliche Prüfung. Das Weib hat von Natur nur einen Beruf: den der Hausfrau, der Gattin und Mutter. Ohne Züchtigkeit kann dieser Beruf nicht erfüllt werden; daher ist ein unzüchtiges Weib für ihren Beruf ungeeignet, sie ist ein verdorbenes Weib, ein Weib zweiter Klasse. Beim Manne fällt der Beruf mit seiner Stellung als Gatte und Vater nicht zusammen. Er hat seinen besondern Beruf; in zweiter Linie ist er Bürger, Mitglied eines Gemeinwesens, und erst in dritter Hausvorstand und Familienhaupt, welche zwei Würden noch dazu getrennt vorkommen. Ein Mann kann groß in seinem Beruf und ein hochverdienter Bürger, dabei aber ein schlechter Gatte, Vater und Hausvorstand sein. Er kann auch ein guter Hausvorstand, aber trotzdem ein schlechter Gatte und Vater sein. Er kann endlich sogar ein guter Gatte und Vater sein und doch vor der Verheiratung anders gelebt haben, als man von einer zukünftigen Gattin und Mutter unbedingt zu fordern berechtigt ist. Und während man von dem idealen Weibe erwartet, daß sie in ihrem häuslichen Beruf aufgehe, erwartet man von einem idealen Manne gerade das Gegenteil. Ja es ist die Ansicht entstanden, und nicht allein von Plato und der katholischen Kirche, sondern auch von einzelnen protestantischen Fürsten und Gelehrten vertreten worden, daß sich mit gewissen hohen, den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Berufsarten das Familienleben schlecht oder gar nicht vertrage. Auch pflegt es Fürsten, Künstlern und andern hervorragenden Personen, die in ihrem Berufe

Großes leisten, nicht allein von ihren Verehrern, sondern vom ganzen Volke verziehen zu werden, wenn sie in jenem Punkte zu wünschen übrig lassen. Sind sie auch hierin untadelhaft und Vorbilder des Volkes, wie die meisten Hohenzollern und Fürst Bismarck, so wird das als eine besondre Gnade Gottes gepriesen, aber allgemein erwartet wird es nicht. Andererseits sieht man Frauen, die gleich den Männern einen besondern Beruf ergreifen, nach Emanzipation streben. Unter den Herrscherinnen hat Maria Theresia eine rühmliche Ausnahme gemacht. Daß die höchst achtbaren Mädchen, die unter den heutigen unnatürlichen Verhältnissen nach Männerart einen förmlichen Beruf ergreifen, der nicht wie der frühere Dienstbotenstand eine Vorbereitung auf den Hausfrauenstand ist, daß diese Mädchen der großen Mehrzahl nach auf das weibliche Ideal weder im Herzen verzichten noch ihm im Leben untreu werden, wollen wir gern glauben, begreifen aber zugleich auch, wie unter solchen Umständen Emanzipationsgelüste und widernatürliche Theorien entstehen müssen. Mag man nun von der ersten der beiden oben genannten Richtungen denken, wie man will, an der Verwerflichkeit und Schädlichkeit der zweiten kann nicht gezweifelt werden; überwunden könnte sie freilich nur werden durch die Beseitigung der Verhältnisse, aus denen sie entspringt.

Vom Geistlichen verlangt man vor allem diejenige Sittlichkeit, die ich negativ nennen würde, wenn dieser Ausdruck nicht meistens in einem andern Sinne gebraucht würde; man nimmt es ihm mehr als andern übel, wenn er durch lasterhafte Gewohnheiten und augenfällige Vergehungen Anstoß und seiner Gemeinde ein schlechtes Beispiel giebt, durch seinen Wandel seine eigne Predigt verhöhnt. Dagegen beurteilt man den Staatsmann, den Feldherrn, den Künstler und den Geschäftsmann nach ihren positiven Leistungen. Dem Staatsmann und Feldherrn nimmt man harte Maßregeln, die das Gemeinwohl forderte, dem Künstler seine Liebesabenteuer nicht übel, und wer mit kühnem Wagen Millionen gewinnt, bei dem spürt man nicht nach, ob auch kein ungerechter Pfennig dabei ist. Man weiß es eben: wo geschmiedet wird, da giebt's Rauch, und wo gezimmert wird, da fliegen Späne; in der Werkstatt kann es nicht aussehen wie in der Puststube, und beim Bauen häuft sich Schmutz. Wir sehen, der geistliche Stand hat darin einige Ähnlichkeit mit dem Weibe und verkümmert auch gleich diesem, indem er aus Furcht vor Anstoß einer energischen und vielumfassenden Thätigkeit ängstlich aus dem Wege geht, leicht zu einem engherzigen, kulturarmen Wesen. Der katholischen Kirche, in der das geistliche Element so entschieden vorherrscht, ist der weibliche Charakter ganz deutlich aufgeprägt, obwohl ihr Klerus und Volk dem Ideal weiblicher Keuschheit, das sie hochhalten, öfter ungetreu geworden als treu geblieben sind.

Damit hätten wir einen passenden Übergang zu den Volkstypen, denn die Romanen stehen, wie Fürst Bismarck einmal treffend bemerkte, als weibliche Seelen dem männlichen Geiste des deutschen Volkes gegenüber, und in

höherm Grade und etwas andrer Weise zeigen die Slawen ein weibliches, oft weibisches Benehmen. Allein wir gehen an diesem umfangreichen Gebiete vorüber und schließen die obige Gedankenreihe mit der Bemerkung, daß auch die Beurteilung der Adiphora — sofern solche zugelassen werden — von der Beschaffenheit des Typus abhängt, an dem sie beobachtet werden. Ein Greis, ein greisenhaft aussehender Greis, der mit jungen Mädchen im Walzer herumhüpft, wirkt widerlich, doppelt und dreifach widerlich, wenn er ein hohes geistliches Amt bekleidet. Dagegen mißfällt uns ein junger gesunder Bursch, der sich gänzlich des Tanzens enthält, ganz entschieden und mit Recht. Möglicherweise steckt ein Heiliger oder ein großer Denker in ihm; in den meisten Fällen aber werden wir je nach seinem Aussehen vermuten, daß er entweder ein ungeschickter Tölpel oder eine Schlafmütze oder noch etwas schlimmeres sei; vielleicht auch hat er Anlage zu einem menschenfeindlichen Fanatiker.

Die Verschiedenheit und Unvereinbarkeit der sittlichen Grundformen zeigt aufs deutlichste, daß sich die mancherlei sittlichen Lebensäußerungen nicht aus einer gemeinsamen Wurzel ableiten lassen, weder begrifflich noch thatsächlich. Liebe und Rechtsfönn sind zwei grundverschiedne Empfindungen, und weder ist es möglich, die eine aus der andern, noch beide aus einer dritten Empfindung oder einem Triebe abzuleiten. Wie sollte der heißen? Selbsterhaltungstrieb? Dem wirken Liebe und Gerechtigkeit oft gerade entgegen. Altruismus? Das ist bloß ein schlechtes neues Wort für das gute alte Wort Liebe. Liebe und Gerechtigkeit sind zwar vielfach mit einander verflochten, sodaß die eine sehr oft die Anwendung der andern fordert; allein oft genug widersprechen sich ihre Forderungen und versetzen uns in die Seelenangst eines Gewissenskonflikts. Nicht besser steht es mit der theoretischen Ableitung aller sittlichen Pflichten aus einem einzigen Grundsätze, sie ist noch niemandem gelungen; wie wenig z. B. der Satz Kants ausreicht, ist den Lesern der Grenzboten bekannt. Und wohin würden wir mit der neuerdings empfohlenen Ableitung der Sittenlehre aus dem Deutschtum geraten! Würden sich die Gelehrten noch vorm jüngsten Tage über den Begriff des Deutschtums einigen? Und wäre dem Vaterlande unter allen Umständen gebient, wenn jeder einzelne seiner Söhne ein Tugendheld ohne Fehl wäre? Nützt nicht manchmal ein rücksichtsloser Staatsmann, ein verschmitzter Diplomat mehr, als alle Menschen von strenger Gewissenhaftigkeit zusammengenommen? Daß *justitia fundamentum regnorum* sei, muß der Prinzenlehrer seinem Zöglinge selbstverständlich einschärfen; allein wo wären das Römerreich, das indische Kaisertum der Engländer und selbst der kleine Judenstaat geblieben, wenn David, die römischen Senatoren und die englischen Staatsmänner lauter Aristidesse gewesen wären? Unter allen allgemeinen Sätzen ist keiner so brauchbar wie der christliche: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Er macht die Äußerungen des wohlthätigsten aller sittlichen Triebe zur Pflicht. Dennoch reicht auch er nicht für alle

Fälle aus. Abgesehen von den Konflikten zwischen Liebe und Gerechtigkeit, in die fast nur Männer, und zwar Männer in höherer Stellung verwickelt werden, bleibt die Art der Bethätigung der Liebe dem zufälligen Temperament und der verschiedenen Einsicht der Einzelnen überlassen, wenn nicht irgend eine Autorität bestimmt, worin das zu fördernde Wohl des Nächsten bestehe. Was du nicht willst, das man dir thu u. s. w., ist schon eine nützliche Anweisung, reicht aber auch noch nicht aus; denn mancher ist sehr unverständlich in dem, was er für sich will und nicht will. Es war deshalb notwendig, daß die Theologen zur Leitung des blinden Liebestriebes die vier Kardinaltugenden: Klugheit, Mäßigkeit (besser Mäßigung), Gerechtigkeit und Starkmut (Willensenergie) empfahlen. Auch so noch konnte es geschehen, daß die Christenheit zuweilen aus purer Liebe, um die Seelen zu retten, die lebendigen Leiber der Ketzer und Hexen verbrannte (die katholische nicht allein; nach englischen Autoritäten sind in der kurzen Zeit der Republik, als die Puritaner herrschten, in England und Schottland mehr Hexen verbrannt worden, als in den Zeiten vor- und nachher zusammengenommen), während sie es zu andern Zeiten für Liebespflicht hält, alle religiösen und religionsfeindlichen Meinungen frei gewähren zu lassen.

Wie seltsam, daß trotz dieses augenscheinlichen Schiffbruchs aller sogenannten „Prinzipien“ die einfache Methode Herbarts immer noch ignorirt wird, die darin besteht, daß man die Vielheit und Mannichfaltigkeit anerkennt, die man aus der Welt nicht wegschaffen kann und die zu leugnen offenbare Thorheit ist! Ich habe Herbart seit acht Jahren nicht mehr gelesen, und dieser Aufsatz will kein Abriss der Herbartschen Sittenlehre sein. Ich gebe nur an, wie ich mir die sittlichen Verhältnisse mit Hilfe der Herbartschen Methode zurechtlege, ohne die, wie mir scheint, die Sittenlehre entweder ein unentwirrbares Chaos wird, oder ein einseitiges System, das im Studirstübchen das logische Bedürfnis befriedigen mag, mit dem man aber im Leben nicht drei Schritte weit kommt. Ich lasse dahingestellt sein, ob Herbart mit seinen fünf Ideen die Wurzeln der Sittlichkeit genau genug angegeben hat. Vielleicht ließen sich Gerechtigkeit und Billigkeit vereinigen, vielleicht auch als sechste noch die Wahrhaftigkeit, als siebente die Treue beifügen. Allein darauf kommt weit weniger an, als auf die Erkenntnis, daß es verschiedene sittliche Ideen giebt, die weder eine von der andern noch sämtlich aus einer gemeinsamen Wurzel abgeleitet werden können, daß diese Ideen bei dem Versuche, sie gleichmäßig geltend zu machen, mit einander in Streit geraten, und daß das Vorherrschende der einen oder der andern die persönlichen, Berufs- und Volkstypen sowie die eigentümlichen sittlichen Grundstimmungen der verschiedenen Zeitalter hervorbringt. Was den Widerstreit anlangt, so ist der oft unverföhnliche Gegensatz zwischen Wohlwollen und Gerechtigkeit allgemein bekannt und schon erwähnt worden. Nicht weniger schlecht vertragen sich Freiheit und Boll-

kommenheit. Die sittliche Freiheit, d. h. die Unabhängigkeit unsrer Entschlüsse von Begierden und Leidenschaften, wird durch energische Thätigkeit in der Welt gefährdet, weil gerade die Begierden und Leidenschaften die Haupttriebfedern des Handelns sind, und große Thaten selten vollbracht werden, wo nicht glühende Leidenschaften stacheln. Ohne vielseitige kraftvolle Thätigkeit aber ist die Vollkommenheit, d. h. die volle Entfaltung aller guten Anlagen, die in einer Persönlichkeit oder in einem Volke ruhen, nicht möglich. Demnach strebt die Freiheit dem asketischen Ideal der göttlichen Bedürfnislosigkeit zu, während sich die Vollkommenheit nur in einer reichen Kultur verwirklichen kann. Der Herzensreine, in dem die sittliche Freiheit ihre höchste Höhe erklimmt, ist stets bereit, seine und anderer Augen auszureißen und Hände abzuhauen, wenn sie zusammenwirken, jenes Schöne zu schaffen, an dem die Kleinen so leicht Anstoß nehmen. Dürfte er Gericht halten über die sündige Welt, so würden von den Werken der bildenden Kunst kaum die sanftgefärbten schattenhaften Gestalten der Nazarenerschule und von der schönen Litteratur außer den Kirchenhymnen vielleicht nur einige Jugendschriften und Lehrsprüchelein übrig bleiben. Der vom göttlichen Wahnsinn getriebene Dichter oder Künstler aber schafft, ohne zu fragen, wie seine Werke sittlich wirken, und ob die Berausung mit sinnlicher Schönheit und sinnlicher Liebe, durch die er jenen Wahnsinn unterhält, mit dem Sittengesetz vereinbar sei oder nicht. Die Thätigkeit des Künstlers ist nämlich, wie auch die des Staatsmannes oder Gelehrten oder Kaufmanns, schon an sich, abgesehen von ihrem Inhalt, sittlich zu nennen, als mühevoll und gewissenhafte Anwendung einer von Gott verliehenen guten Kraft.

Daß es einzelnen Menschen gelingt, die widersprechenden sittlichen Typen in sich zu vereinigen und zur Harmonie auszugleichen, soll nicht geleugnet werden; allein diese Glücklichen und Begnadigten werden immer Ausnahmen bleiben. Am ehesten kommen sie in mittlerer Lebenslage und bei mittlerer Begabung vor. Genie scheint ohne Einseitigkeit auch im Sittlichen nicht möglich zu sein; eine große historische Persönlichkeit dieser Art kenne ich nicht. Am ehesten dürften noch der Apostel Paulus, der allen alles ward, und Augustinus dem Ideal nahe kommen. In Alkibiades, der mit seiner Vollkommenheit vorherrschend seiner Eitelkeit und seinem Eigensinn diene, überwog das Un sittliche. Alkibiades erinnert uns an zwei Grenzlinien, die den auseinanderstrebenden sittlichen Typen gezogen sind: eine innere und eine äußere. Die innere besteht in der Beschaffenheit der Absicht. Wo die böse oder unedle Absicht zu wirken anfängt, da hört die Sittlichkeit auf, auch wenn das Thun gut bleibt. Aber wie steht es im umgekehrten Falle? Wird böses Thun durch gute Absicht geadelt? Nimmermehr! Entschuldigt wohl, aber nicht in Gutes verwandelt! E. von Hartmann ist aufrichtig genug, zu bekennen, daß der Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, eigentlich richtig sei, von seinem Standpunkte aus

und fast nach allen herrschenden Moralsystemen. Ganz recht! Wer das für sittlich erklärt, was den obersten Weltzweck fördert, mag dieser nun die Hervorbringung einer höhern und höchsten Menschenrasse, oder der absolute Staat, oder die Weltvernichtung sein, der kann eben gar nicht anders, als jedes Mittel für sittlich gut erklären, das diesen Zweck fördert. Aber den Inhalt der Sittlichkeit aus dem Weltzweck zu schöpfen, das wäre nur dann möglich, wenn wir diesen Weltzweck kennen, und zwar müßten wir ihn genauer kennen, als z. B. die Bibel ihn angiebt und nach ihr Dante: die Menschenwelt solle so lange fortbestehen, bis die von Gott bestimmte Zahl der Seligen voll ist; denn eben dieses wird gefragt, worin jene sittliche Güte bestehe, durch die man selig wird. Man sieht leicht ein, wie die Jesuiten praktisch zu ihrem Grundsatz kommen mußten (in der Theorie verleugnen sie ihn), da sie an Stelle jenes höchsten Endzwecks einen nähern setzten: die Herrschaft ihrer Kirche; denn was diese fördert, das scheint leichter erkennbar zu sein. Man sieht ferner leicht ein, woher die innerliche Verwandtschaft des staatsmännischen Machiavellismus mit dem Jesuitismus kommt. In der That muß, wie E. von Hartmann richtig erkannt hat, jede Sittenlehre jesuitisch werden, die nach Zwecken bestimmt, was gut sei; nur wenn man, wie Herbart, an unwandelbare angeborne sittliche Ideen glaubt, ist man vor allen Verirrungen nach jener Seite hin geschützt. Ohne Zweifel fördert es den höchsten Weltzweck, wenn die Menschen diesen Ideen gemäß leben; aber da wir weder den Weltzweck selbst genau kennen, noch die Wege, auf denen Gott seine Verwirklichung herbeiführt, so dürfen wir uns nicht irre machen lassen, wenn die Treue gegen die sittlichen Ideen zuweilen mehr Böses als Gutes hervorzubringen scheint; wir handeln nach unserm Gewissen, bescheiden uns bei unsrer Unwissenheit und überlassen es Gott, wie das Böse, so auch die unbeabsichtigten Mißerfolge des Guten zum Besten zu wenden. Thatkräftige Menschen haben selten die Kraft solcher Resignation; sie wollen das Gute sichtlich fördern, sie sind überzeugt, daß ihre Endziele einen Teil des Weltzwecks bilden, und daß alles gut oder wenigstens erlaubt sei, was sie zur Erreichung ihres Zieles für nötig erachten. Wir wünschen nicht, daß es anders sei. Herbart giebt den Unterschied richtig an, indem er sagt: Menschen, die sich durch Zwecke bestimmen lassen, handeln kräftiger, solche, die sich von Grundsätzen, oder was ziemlich dasselbe ist, von den sittlichen Ideen leiten lassen, leben reiner. Die Welt kann keine der beiden Massen entbehren: ohne die erste würde die Weltgeschichte stillstehen, ohne die zweite würde sie längst zu Ende sein, die Völker, von denen sich jedes für das auserwählte hält, würden sich in erbitterter Verfolgung ihrer vermeintlich von Gott gestellten Aufgaben gegenseitig vernichtet haben. In den meisten Menschen finden sich beide Auffassungen vereinigt. Die Lebenszwecke treiben und dienen dadurch zugleich der Idee der Vollkommenheit, die übrigen sittlichen Ideen bilden das Gewissen und zügeln. Eine andre Grenze, die da verhütet, daß

die Verschiedenheit der sittlichen Typen nicht zum Zerfall der Gesellschaft führt, wird von außen durch Volkssitte, öffentliche Meinung und Gesetz gezogen. Wie der Künstler, wenn er das Charakteristische, Individuelle darstellt, durch die Schönheitslinie gebunden wird, mit deren Durchbrechung er in die Karriere geraten würde, so erwächst aus dem Zusammenwirken der sittlichen Ideen mit den Rücksichten des Gemeinwohls ein Schutzwall von Einrichtungen und herrschenden Meinungen, auch Vorurteilen, der sich nicht leicht durchbrechen läßt, den aber der Einzelne zu durchbrechen hat, wenn er sich in einseitiger Hingebung an eine einzelne Idee zur offenbaren Thorheit oder zum Verbrechen verirrt.

Die Antwort auf unsre Frage lautet also: Es giebt keinen sittlichen Fortschritt im Sinne Darwins, der darin bestehen würde, daß sich die Menschen allmählich in andre Wesen mit andern sittlichen Grundsätzen verwandelten. Ein Fortschritt im Sinne Hegels, die allmähliche Durchsetzung allgemeiner Sittlichkeit im Staate, ist wenigstens schwer denkbar, weil bei aller Übereinstimmung im allgemeinen doch die Meinungen über das, was gut sei, im einzelnen stets auseinander gehen und bei der Vielheit sittlicher Ideen notwendig auseinander gehen müssen; wäre das Ziel dieses Fortschritts erreicht, so wäre damit die Sittlichkeit aufgehoben. Eine Verminderung des Bösen im Verhältnis der Masse des vorhandenen Guten ist historisch nicht nachweisbar, scheint auch nicht möglich zu sein, da Gut und Böse zu jenen polaren Gegensätzen gehören, die sich gegenseitig hervorrufen und ohne einander nicht denkbar sind; daher denn der fortschreitenden Verzweigung und Verfeinerung des Guten eine eben solche Verzweigung und Verfeinerung des Bösen das Gleichgewicht zu halten pflegt.

Allein trotz dieser gleichzeitigen Fortschritte des Bösen muß die Verzweigung und Verfeinerung des Guten doch als ein Fortschritt bezeichnet werden; der Fortschritt besteht im Sittlichen wie in den übrigen Gebieten des Kulturlebens im wachsenden Reichthum der Erscheinungen. Außerdem darf noch in zweifacher Beziehung von Fortschritt gesprochen werden. Erstens ist es Pflicht jedes einzelnen Menschen, sittlich fortzuschreiten; zweitens hat jede Zeit für sich jene Hindernisse wegzuräumen, die der Entfaltung der Sittlichkeit im Wege stehen, unbekümmert darum, daß sich vielleicht gleichzeitig, ohne und gegen die Absicht der Gesetzgeber, Regenten und Erzieher, andre Hindernisse aufhäufen; das kommende Geschlecht will auch etwas zu thun finden.

Aber wird durch diese Ansicht nicht alle Einheit aufgehoben? Welche Einheit? Doch nicht die innere Einheit des einzelnen Menschen? Diese bleibt im Gegentheil am besten gewahrt, wenn jeder nach dem ihm zusagenden Typus lebt. Die Entzweiung tritt erst ein, wenn in einem Menschen Charaktereigenschaften erzwungen werden sollen, die seiner Natur widersprechen, wenn er Entgegengesetztes sein und leisten soll. Oder die Einheit der sittlichen Welt? Die wird durch die Mannichfaltigkeit der sittlichen Typen so wenig aufgehoben,

wie die Einheit der Körperwelt durch die Vielheit der Arten von Geschöpfen. Wäre eine Welt moralischer Musterknaben, die alle genau nach derselben sittlichen Schablone zugeschnitten wären und nur noch an der Nummer von einander unterschieden werden könnten (denn die sittliche Gleichheit samt der Gleichheit der Erkenntnis und Lebensweise würde auch die Körper und Gesichter gleich machen), wäre sie nicht ebenso entsetzlich als lächerlich und das Ende aller Kultur? Nicht in der Uniformität, sondern in der Leitung der verschiedenen Wesen durch den einen Gott besteht die Einheit der Welt. Oder die logische Einheit? Die geht durch die Anerkennung der sittlichen Ideen so wenig verloren wie durch die Anerkennung der sieben Farben. Und wenn man sagt, daß es doch der eine Lichtstrahl sei, der sich in sieben Farben breche, so ist das zwar nicht ganz richtig, denn es sind Wellen von verschiedner Länge und Schnelligkeit, die das violette und die das rote Licht geben, und das weiße Licht geht nicht sowohl in sieben Farben aus einander, als es vielmehr aus ihnen zusammengesetzt ist; doch wir lassen den alten Vergleich gelten und be- rufen uns auf das entsprechende alte Bild von dem einen Gott, dessen Herrlichkeit durch die Brechung und Spiegelung in Millionen verschiedner Geschöpfe in die Erscheinung tritt. Soll das nicht auch von der Sittlichkeit gelten? Warum wird gerade hier die lebentötende Einerleiheit als Ideal aufgestellt? Was wäre für Gott und was wäre für uns Menschen gewonnen, wenn wir statt tausend Millionen guter, schlechter und gemischter Menschen von verschiedenen Spielarten ebenso viele gute Menschen vom gleichen sittlichen Typus und von derselben sittlichen Willenskraft hätten, die doch nur tausend Millionen Exemplare einer Auflage, tausend Millionen Wiederholungen eines und des- selben Menschen wären? Und was würde diesem tausendmillionfachen Muster- menschen seine sittliche Kraft nützen, da ihm seine Ebenbilder keine Gelegenheit darbieten würden, sie zu bewähren? Das wäre jene gute Gesellschaft, die keinen Stoff liefert auch für das kleinste Gedicht, geschweige denn für ein Drama oder einen Prozeß oder eine Kammerverhandlung, in höchster Vollendung!

Und was ist mit unsrer Auffassung gewonnen? Fürs Allgemeine viel- leicht gar nichts; für den aber, der ihr beipflichtet, dieses eine, daß er weder durch neue Theorien noch durch die Widersprüche des Lebens an der un- wandelbaren Geltung der sittlichen Grundsätze irre gemacht werden kann. Die Verachtung aller Philosophen ist ihm freilich gewiß, denn diese Herren lassen auch die Sonne am Himmel nicht gelten, wenn sie ihre Daseinsberechtigung nicht durch die Ableitung aus einem „Prinzip“ beweisen kann.

Der Anhänger dieser Ansicht wünscht mit der Mehrzahl seiner Mitbürger, daß die sittliche Kraft der Jugend gestärkt und ihre Brust mit der Liebe zu Idealen erfüllt werde. Aber er erwartet nicht, daß die sittliche Kraft hin- reichen werde, gleichzeitig Entgegengesetztes zu vollbringen und die Gewissens- konflikte aus der Welt zu schaffen, die aus der Vielheit der Ideen, Grundsätze

und Pflichten entspringen. Er erwartet auch nicht, daß alle Lehrer im Reiche dasselbe Ideal aufstellen, denselben oder dieselben Helden preisen, und daß alle Jünglinge genau demselben sittlichen Ziele zustreben werden; die Mannichfaltigkeit und die Widersprüche der sittlichen Erscheinungen betrüben ihn nicht, noch machen sie ihn irre, vielmehr rechnet er sie zur Vollkommenheit der Welt.

Er wird gleich allen gutgesinnten Mitbürgern im öffentlichen Leben an der Beseitigung der Hindernisse der Sittlichkeit arbeiten; aber mit der klaren Erkenntnis, daß an Stelle der beseitigten alten immer wieder neue Hindernisse treten werden und müssen. Denn eben an dem Hindernisse bewährt sich die Kraft; der Schwimmer, der fliegende Vogel, die Lokomotive könnten sich nicht fortbewegen, wenn das Wasser, die Luft und die Reibung der Schiene nicht Widerstand leisteten und dadurch stützten.

Er wird mit der Mehrheit der Menschen aller Zeiten die angemessene Bestrafung der Verbrecher fordern, ohne der Einbildung zu verfallen, daß durch die Strafrechtspflege die Sittlichkeit gefördert oder vermehrt werde. Unter den drei Zwecken der Strafrechtspflege steht der zu oberst, der mit der Sittlichkeit am wenigsten zu schaffen hat: Schutz der Bürger nach Beseitigung der Selbsthilfe. Als Vertreter Gottes in der Belohnung der Guten und der Bestrafung der Bösen wird sich der einsichtige Richter sehr klein und unvollkommen vorkommen, selbst wenn er sich durch die Ordenskommission ergänzt, und daß die Verbrecher in den Händen der Justiz durchschnittlich schlechter und nicht besser werden, darüber ist alle Welt einig. Die Strafrechtspflege dient nur insofern dem sittlichen Fortschritt, als sie zu den Mitteln gehört, durch die manche Hindernisse der Sittlichkeit beseitigt, z. B. Jugendverführer unschädlich gemacht werden. Um das gewerbsmäßige Verbrechertum loszuwerden, müßten wir in der Kultur nicht vorwärts, sondern zurückschreiten, zu einfacheren Verhältnissen zurückkehren; denn es ist eine Frucht unsrer verwickelten Verhältnisse, des großstädtischen Lebens und des Widerspruchs, daß die höhere Zivilisation vieles verbietet, was der Naturzustand gestattet, während sie gleichzeitig die Erfüllung ihrer hochgespannten Anforderungen vielen bis zur Unmöglichkeit schwierig macht; z. B. durch Erschwerung des Erwerbes und der Bereicherung. Auch die Obdachlosigkeit bestraft unsre Zeit als ein Vergehen, treibt aber gleichzeitig die Kosten für die Wohnungen ins Unersehingliche in die Höhe. Unsrer Landsleute in Ostafrika haben Gelegenheit, Zustände zu studiren, in denen es kein gewerbsmäßiges Verbrechertum giebt. Die erstiegene Kulturhöhe zu behaupten und die Gesellschaft trotzdem vom Verbrechertum zu reinigen, das ist ja gewiß ein erhabenes, aller Anstrengung der Edeln würdiges Ziel. Leider ist bisher weit häufiger der entgegengesetzte Erfolg erreicht worden: man hat viele Naturvölker mit einem ganz gelungenen Verbrechertum nach europäischem Muster beschenkt, während die europäische Kultur, mit der man sie beglücken wollte, gewöhnlich ein Zerrbild blieb.